

PETRA
DURST-BENNING

DIE
CHAMPAGNER-
KÖNIGIN

ROMAN

List

»There are all kinds of love
in this world but never the
same love twice.«

F. Scott Fitzgerald

I. KAPITEL

In der Pfalz, Januar 1898

»*Du bist zum Heiraten erzogen worden, nicht zum Kartoffelschälen!*«

Isabelle schrak zusammen, als sie plötzlich wie aus dem Nichts die Stimme ihrer Mutter hörte und gleich darauf ihr zirpendes Lachen. Das Lachen, mit dem Jeanette Herrenhus Isabelles Einwände stets unwiderruflich vom Tisch gewischt hatte.

Erschrocken legte Isabelle das Messer aus der Hand. Wurde sie verrückt? War es schon so weit, dass sie Stimmen hörte? Ihr Blick wanderte durch die Küche mit der rußgeschwärzten, tiefhängenden Decke und den kleinen Fenstern, durch die kaum ein Lichtstrahl fiel. Wundern würde sie sich nicht darüber ...

Die Enge des Raumes wie auch des ganzen Hauses sorgte immer stärker dafür, dass sich Isabelle wie ein Vogel in einem viel zu kleinen Käfig fühlte. Ganz gleich, wie sehr sie sich drehte und wendete, der Platz wurde nicht mehr. Die Luft zum Atmen auch nicht.

Sie schob eine lockige rote Strähne, die sich aus ihrem Zopf gelöst hatte, hinters Ohr, dann nahm sie angewidert ihre Arbeit wieder auf. Wie schrecklich, wenn ihre Mutter tatsächlich hier wäre – die ehemalige *Grande Dame* des Berliner Staatsballetts würde auf der Stelle einen Nervenzusammenbruch erleiden. Und Isabelle hätte es ihr nicht einmal verdenken können.

Hier – das war ein kleines pfälzisches Dorf nahe der französischen Grenze, tief in einem Talkessel gelegen. Diese Tallage war schuld daran, dass durch die winzigen Fenster des Fachwerkhauses so wenig Licht fiel. In Richtung Westen erhoben sich riesige

schwarze Wälder, die schon zu Frankreich gehörten, im Osten gab es ein paar Weinberge, auf denen Silvaner und Grauburgunder angebaut wurde. Dazwischen lag Nothzeit. Isabelle schauerte es, wenn sie nur an den Namen des Dorfes dachte. Keiner hätte besser gepasst. Das Dorf bestand aus gerade einmal ein paar Dutzend gedrungenen Fachwerkhäusern, einer Kirche und einer Dorfschule. Einen Laden gab es nicht, für Einkäufe musste man in die nächstgelegene Stadt fahren. Und selbst dort schien nach Isabelles Auffassung alles lebendig begraben zu sein. Genau wie sie selbst hier in diesem Haus. Nicht, dass irgendjemand außer ihr schuld daran wäre!

In der näheren Umgebung von Nothzeit ragten auf den Berghängen eine Handvoll düstere Burgen in die Höhe, die irgendwelche Landesfürsten vor Zeiten erbaut hatten. Leon hatte angekündigt, im kommenden Frühjahr mit ihr Ausflüge dorthin machen zu wollen. Voller Besitzerstolz, als hätte er eigenhändig an den trutzigen Bauwerken mitgebaut, hatte er von der historischen Vergangenheit dieser Gegend geschwärmt. Von den Kelten, den Römern und den Germanen. Sie hatte nichts gesagt, sich aber ihren Teil gedacht: Alte Steinhäufen besichtigen – da konnte sie gleich in Nothzeit hocken bleiben!

Selbst wenn Isabelle noch Kontakt mit ihrer Familie in Berlin gehabt hätte, hätte sie es nie übers Herz gebracht, ihrem Vater, dem erfolgreichen Unternehmer Moritz Herrenhus, und seiner schönen Gattin, der ehemaligen Primaballerina des Berliner Staatsballetts, zu schreiben: »Ich wohne in Nothzeit. Besucht mich doch einmal!«

Isabelle lachte trocken auf. *Dafür* hatten ihre Eltern sie nicht in die Höhere Mädchenschule geschickt. Sie, die schöne Debütantin, hatte eine gute Partie machen sollen. Geld heiratet Geld, und die Macht liegt als Dritte mit im Bett – so hatte ihres Vaters Plan gelautet. Einen Heiratskandidaten nach dem anderen hatte er für sie angeschleppt, Fabrikantensöhne, junge Grafen und einen alten Baron, ausländische Diplomaten mit besten Kontakten. Er hatte so große Hoffnungen in sie gesetzt und kräftig investiert! Die

schönsten Kleider, edler Schmuck, aufwendige Frisuren – für seine Prinzessin gab es immer nur das Beste. Und tatsächlich war sie auf jedem Fest der umschwärmte Mittelpunkt gewesen. Ihr Charme, ihre Unkompliziertheit und ihr ansteckendes Lachen hatten ihr mindestens so viel Bewunderung eingebracht wie ihr gutes Aussehen. Eine Haut wie Milch und Honig, rotgoldene Locken, die ihr bis zur Taille reichten und die sie stets nur zur Hälfte aufsteckte, so dass die Haare ihren Rücken hinabwallten wie geschmolzenes Kupfer. Ihre smaragdgrünen Augen wurden durch den dichten dunkelbraunen Wimpernkranz noch akzentuiert, ihre feingeschwungenen Brauen verliehen ihnen stets einen kühnen, herausfordernden Ausdruck, als wollte sie sagen: »Was kostet die Welt? Gleichgültig, ich kann mir alles leisten!«

Anträge hatte es mehr als genug gegeben. Doch wann immer ein Bewerber mit Blumenstrauß in der Hand stotternd einen Antrag hervorbrachte, hatte Isabelle den Kopf geschüttelt und »Nein danke« gesagt. Keiner war ihr gut genug gewesen. Sie hatte die große Liebe gewollt.

Leon Feininger. Nie würde Isabelle vergessen, wie er in den Berliner Radsportverein, bei dem auch sie Mitglied gewesen war, spazierte kam. Mit erhobenem Kopf und nach vorn gereckter Brust, so lässig, als gehörte ihm der Laden.

Die braunen Locken, die ungebändigt in alle Himmelsrichtungen von seinem Kopf abstanden, sein markantes und männliches Gesicht, das von Abenteuer und Verwegenheit erzählte. Die kräftigen Waden, der durchtrainierte, muskulöse Oberkörper, der so gar nichts mit dem kraftlosen Erscheinungsbild der blassgesichtigen Berliner Salonlöwen zu tun hatte. Bei seinem Anblick hatte ihr Herz bis zum Hals hinaufgeschlagen. Diesen Mann wollte, nein, *musste* sie unbedingt näher kennenlernen, das hatte sie vom ersten Moment an gewusst. Und die Anziehungskraft hatte auf beiden Seiten bestanden.

Auf ihren Radtouren ins Berliner Umland hatte Leon dann erzählt. Von seiner Familie, die auf einem Weingut lebte. Von ihren jahrhundertealten Wurzeln und von den Traditionen, denen sich

die Familie Feiningers verbunden fühlte. Eigentlich würden sie leben wie englische Landgrafen, nur eben in der Pfalz, hatte er Isabelle erklärt. Von der Weinernte hatte er ebenfalls geschwärmt, von traditionellen Festen und von den Verkostungen im großen Weinkeller, zu denen stets ein deftiger Happen serviert wurde. Vor Isabelles innerem Auge waren immer farbenfrohere Bilder entstanden. Ländliche, romantische Szenen, wie sie die großen Maler auf ihren Ölgemälden für die Ewigkeit festgehalten hatten. Und sie mittendrin, als *Grande Dame* des Landhauses ... Empfänge im Rosengarten, Weinfeste, bei denen sie die Schönste war, gemütliche Abende am Kamin, in intimer Runde, mit einem Glas edlem Rotwein in der Hand. Auf Leons Weingut würde sie freie Hand haben, endlich nicht mehr nach der Pfeife ihres Vaters tanzen müssen. Sie konnte es kaum erwarten, ihre Fähigkeiten endlich irgendwo sinnvoll einzubringen.

Warum Leon aus der Pfalz weggegangen war, obwohl dort alles so schön war – diese Frage hatte sich Isabelle nie gestellt. Hatte er sich in Berlin wirklich nur mit den besten Radfahrern Deutschlands messen wollen? Oder hatte er es in der Enge seiner Heimat auf Dauer doch nicht ausgehalten? Und warum hatte sie seine Schilderungen nicht in Frage gestellt? Das wäre klug gewesen! Stattdessen war sie blindlings mit ihm durchgebrannt wie die Heldin in einem billigen Groschenroman. Dass diese Geschichten meist in jenem Augenblick endeten, wenn der Prinz und seine Prinzessin in einer Kutsche oder hoch zu Ross in eine unbekannte Zukunft davoneilten, wunderte Isabelle inzwischen nicht mehr. Denn was danach kam, eignete sich nun wirklich nicht für die romantischen Gemüter der Leserinnen. Wer wollte schon miterleben, wie aus der Prinzessin ein Aschenputtel wurde ...

Ach Leon, wenn ich dich bloß nicht so sehr lieben würde, dachte Isabelle nicht zum ersten Mal.

Seine Familie hatte es mit erstaunlichem Gleichmut aufgenommen, dass Leon nach den Monaten seiner Abwesenheit plötzlich mit ihr als frisch angetrauter Ehefrau aufgetaucht war. Die Mut-

ter, eine verhärmte Frau in den mittleren Jahren und viel zu früh gealtert, hatte ihrem Sohn einmal verschämt über den Arm gestrichen. Erst später hatte Isabelle verstanden, dass dies für Anni Feininger eine große Liebesbekundung gewesen war. Der Vater, ein vierschrötiger, wortkarger Mann, hatte Leon kurz zugnickt, und Isabelle hätte schwören können, dass sich seine Miene dabei ein wenig verdüsterte. Vater und Sohn hatten so gut wie nichts gemeinsam.

Natürlich hatte es Fragen gegeben, ein paar Vorwürfe und sehr verhaltene Glückwünsche zur Hochzeit. Mehr aber nicht. Man hatte ihnen eines der Schlafzimmer im ersten Stock zugewiesen – es lag direkt neben dem von Leons Eltern. Das war der erste Schock für Isabelle gewesen, hatte sie doch geglaubt, man würde ihnen einen Seitentrakt des Anwesens zur Verfügung stellen. Doch im »Seitentrakt« des einfachen Bauernhauses wohnten die Kühe. Hier würde sie keinen Tag länger als nötig bleiben!, hatte Isabelle beschlossen und sich geweigert, ihre Koffer auszupacken. Doch als sie am nächsten Tag sah, wie ihre eleganten Kleider im Koffer zerknitterten, blieb ihr nichts übrig, als sie doch in den viel zu kleinen Schrank zu hängen. Für ein paar Tage würde sie diese Notlösung akzeptieren, danach musste Leon ein neues Domizil für sie beide suchen!

Doch schon am nächsten Tag hatte Leon bei der Weinernte helfen müssen. Zeit, sich nach einem schöneren Haus oder zumindest einer komfortablen Wohnung umzusehen, hatte er nicht. Er hatte ihr nicht einmal das Weingut, in Wahrheit eher ein Bauernhof, ausführlicher zeigen können. Doch das bisschen, was es zu sehen gab, hatte Isabelle auch allein erkunden können: das große Scheunenlager voller Weinfässer, der Stall für die beiden Kühe, deren Hinterteile immer kotbeschmutzt waren, der Koben für die Schweine, in den sie bis zum heutigen Tag keinen Fuß gesetzt hatte, ein mit Maschendraht eingezäunter Auslauf für die Hühner, mit Draht unzählige Male notdürftig geflickt – von Landadel-Romantik keine Spur. Während Isabelle in ihren feinen Wildlederschuhen zwischen Schweinestall und Scheune herumstakste,

lösten sich Leons überschwengliche Schilderungen seines Zuhauses wie Seifenblasen in Luft auf. Aber die Sonne schien, über der kargen Landschaft hing ein goldener Schleier, und der fruchtige Geruch des frischgepressten Traubensaftes verlieh der Landluft eine leichte Süße. Am Ende der Weinlese gab es tatsächlich ein Fest, das den Feiern in Isabelles Phantasie zumindest nahekam. Sie und Leon tanzten die halbe Nacht zu den Tönen einer Ziehharmonika, und wenn sie zwischendurch hungrig wurden, stärkten sie sich mit Stücken vom deftigen Zwiebelkuchen.

Am Morgen nach dem Erntefest hängte Isabelle eine Jacke in ihren Schrank. Dabei fiel ihr Blick auf ihre eleganten Stadtkleider, die dort ein einsames Dasein fristeten. Und wenn schon!, dachte sie bei sich. Alles war zwar anders als erwartet, aber vielleicht würde sie sich doch noch an das Landleben gewöhnen können, vor allem, wenn sie erst einmal ein geeignetes Zuhause gefunden hatten.

Dann ging der goldene Herbst abrupt zu Ende, und der Nebel nahm den Platz der Sonne ein. Mit ihm kam die Langeweile, etwas für Isabelle völlig Ungewohntes. In Berlin waren die Tage stets zu kurz gewesen für all ihre Unternehmungen. Die Treffen mit ihren Freundinnen, das Radsporttraining mit ihrer besten Freundin Josefine, ihr Engagement im Radsportverein, dazu die vielen Festivitäten, zu denen ihre Eltern sie mitnahmen ... Nichts davon hatte sie in ihr neues Leben retten können. Zum Nichtstun verdammt zu sein brachte sie nun fast um den Verstand. Niemand wollte etwas von ihr, nirgendwo war ihre Hilfe ernsthaft gefragt. Anni Feininger hatte ihren Haushalt gut im Griff, sie brauchte niemanden, der ihr hineinredete, eine Schwiegertochter aus der Stadt schon gar nicht. Nur hin und wieder durfte Isabelle in der Küche helfen. Der Unterschied zwischen ihren Welten war einfach zu groß. Da es in Nothzeit keine Geschäfte gab, hätte Isabelle auch nirgendwo anders eine Arbeit annehmen können. Ihre Träume, ein eigenständiges Leben zu führen, zerplatzten wie Seifenblasen.

»Fahr doch mit mir eine Runde auf dem Rad! Danach würdest du dich bestimmt wohler fühlen«, sagte Leon, wenn sie sich über die bleierne Ödnis, die sie quälte, beschwerte. Doch Isabelle

winkte ab. Seit sie im letzten Sommer während eines Langstreckenrennens schwer gestürzt war, war Rad fahren das Letzte, wonach ihr der Sinn stand.

»Warum machen wir uns nicht auf die Suche nach einem eigenen Haus?«, fragte sie ihn stattdessen.

»Jetzt, im Winter, wo alles grau ist? Das halte ich nicht für eine gute Idee«, sagte Leon und vertröstete sie aufs Frühjahr. Und so blieben Isabelle nur die Nächte, in denen sie in Leons Armen die Erfüllung fand, die ihr tagsüber verwehrt blieb.

Isabelles Blick wanderte von dem Berg Kartoffeln, den sie schon geschält hatte, zu jenem Berg, der noch vor ihr lag. Hätte ihr in ihrem früheren Leben jemand erzählt, wie viel Essen man zubereiten musste, um fünf Erwachsene satt zu bekommen, hätte sie dies nie geglaubt. Und das Tag für Tag. Die rote Pfälzer Erde, die so hartnäckig an den Kartoffeln haftete, grub sich täglich tiefer in die kleinen Fältchen auf ihren Fingerknöcheln. Der Dreck setzte sich so unter ihren Nägeln fest, dass keine Maniküre es mehr vermochte, ihre Hände wieder sauber werden zu lassen.

Isabelle seufzte erneut tief auf. Hände wie eine Bäuerin, dazu Kartoffeln morgens, mittags und abends –

»Wird das heute noch was?«

Isabelle musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, dass es ihre Schwiegermutter war, die in der Tür stand. Nebelfeuchte Luft und der Gestank des Schweinekobens waren mit ihr in die Küche gelangt.

»Das Messer ist stumpf. Schneller geht es nun mal nicht«, erwiderte sie gereizt.

»Ein schlechter Handwerker gibt immer dem Werkzeug die Schuld!« Anni Feininger zog sich einen Stuhl heran und setzte sich zu Isabelle an den Küchentisch.

»Stell dir vor, es ist ein Brief gekommen, für Leon von –« Abrupt brach sie ab, als ihr Blick auf die bereits geschälten Kartoffeln fiel. »Du hast ja schon wieder die halben Kartoffeln mit weggeschnitten! Lernst du es denn nie?« Über den Tisch hinweg riss

Leons Mutter Isabelle das Messer aus der Hand, dann schnappte sie sich schmallippig eine der schmutzigen Kartoffeln. Der Brief, bei dessen Erwähnung in Annis Stimme zum ersten Mal so etwas wie Aufregung mitgeschwungen hatte, landete achtlos auf den Kartoffelschalen, deren rotbrauner Staub sogleich den cremefarbenen Umschlag verschmutzte.

Wie oft wollte Anni ihr eigentlich noch zeigen, wie man eine Kartoffel schält?, fragte sich Isabelle, während sie neugierig auf den Brief linste. »Für Herrn Leonard Feininger« stand dort in einer steifen Handschrift geschrieben, den Absender konnte sie leider nicht lesen. Es dauerte einen Moment, bis sie verstand, dass »Herr Leonard« Leon war. Sie vermochte sich nicht vorzustellen, wer etwas von ihm wollte.

»So geht das!« Triumphierend hielt Leons Mutter einen hauchdünnen Kartoffelschalenkringel in die Höhe.

»Dann mach die Arbeit doch selbst«, sagte Isabelle schnippisch. »Ich bin nicht zum Kartoffelschälen erzogen worden!« Und schon rauschte sie davon.

Wo war Leon eigentlich? Angestrengt schaute Isabelle aus der aufgerissenen Haustür. Doch der Nebel, der sich über das Dorf gelegt hatte, war so dicht, dass sie nicht einmal die Nachbarshäuser erkennen konnte. In dieser trüben Suppe würde er doch keine längere Tour machen, oder? Andererseits – Leon fuhr Rad, wann immer ihm der Sinn danach stand, das Wetter oder andere Umstände spielten dabei keine Rolle. Ihr schöner, wilder Fahrradfahrer. Vielleicht würde ihr selbst ein bisschen frische Luft auch gut tun? Einmal hinauf auf den Berg hinterm Haus und dann wieder hinunter, damit sie nicht ganz ihre Form verlor. Resolut schnappte Isabelle ihre Jacke und einen Schal von der Garderobe.

Die Luft war feucht und schwer, das Durchatmen tat ihr in den Lungen weh. Was mache ich hier eigentlich?, dachte sie ärgerlich, als sie an einer glitschigen Stelle am Berg fast ausrutschte. Angewidert schaute sie sich in der Einöde um. Wo war sie nur gelandet ...

»Du bist zum Heiraten erzogen worden.« Erneut kamen Isa-

belle die Worte ihrer Mutter in den Sinn, und sie hatte plötzlich das Gefühl, als hätte die Unterhaltung erst gestern stattgefunden. Dabei lag sie schon mehr als zwei Jahre zurück ...

Am Nachmittag jenes Tages hatte sie ihre Freundin Josefine in deren neuem Zuhause besucht. Clara war ebenfalls mit von der Partie gewesen. Josefine, Clara und sie – unzertrennlich wie fast immer. Sie waren so neugierig gewesen zu sehen, wie Josefine sich in ihrem geerbten Häuschen eingerichtet hatte! Zu Isabelles Erstaunen hatte jedoch alles ausgesehen wie früher, als noch die alte Frieda darin gewohnt hatte. Dieselben abgenutzten Möbel, die Flickenteppiche am Boden – nichts, aber auch gar nichts hatte Josefine nach ihrem Einzug verändert. Sogar gerochen hatte es wie eh und je! Nach den eingelagerten Kartoffeln im Keller und nach den muffigen Woldecken, die die alte Frieda über sämtliche Sofas und Sessel drapiert hatte. Die Katze mit dem Namen Mäusle, die sich überall breitmachte und ihre Haare verlor, hatte ihre eigene Geruchsnote hinzugefügt. Isabelle war alles recht ärmlich vorgekommen, gleichzeitig jedoch hatte sie es rührend gefunden, dass Josefine das Andenken an ihre verstorbene Gönnerin auf diese Weise hochhielt.

»Wollen wir uns eine kräftige Suppe kochen? Ich habe Gemüse da und ein gutes Stück Fleisch«, hatte Josefine vorgeschlagen.

»Wir sollen Suppe kochen?« Entgeistert starrte Isabelle ihre Freundin an. Eine gekühlte Flasche Sekt, ein paar Häppchen oder wenigstens eine Torte zur Einweihung – das war das mindeste, was sie erwartet hätte!

Clara hingegen hatte an Josefines Vorschlag nichts auszusetzen gehabt. Einträchtig schälten sie und Josefine Möhren und Kartoffeln, während sie, Isabelle, neidisch von der Eckbank aus zuschaute. Ziemlich verloren war sie sich damals vorgekommen, so als wäre sie durch eine unsichtbare Wand von den anderen getrennt. Aber selbst wenn sie beim Kochen hätte helfen wollen – sie wusste ja nicht einmal, wie man ein Schälmesser hielt!

Am Abend, als sie ihrer Mutter von ihrer Hilflosigkeit bei Jo-

sefines »Einweihungsfest« erzählte, erwiderte diese jenen bedeutungsvollen Satz: »Mach dir nichts draus, du bist zum Heiraten erzogen worden, nicht zum Kartoffelschälen!«

Damals hatte sich Isabelle nichts weiter dabei gedacht – ihresgleichen beschäftigte Personal mit solchen Arbeiten, so war das nun einmal.

Vielleicht hätten ihre Eltern sie besser zum Überleben erzogen, dachte Isabelle nun, als sie kurzatmig auf der Anhöhe hinter dem Hof stand. Dann wäre ihr die Umstellung auf das Leben, das sie hier führen musste, vielleicht nicht so schwergefallen.

Sie kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, doch auch von hier oben war keine Spur von Leon zu entdecken. Sie seufzte. Bis zu einem gewissen Punkt konnte sie Leons Radsportleidenschaft ja nachvollziehen – schließlich hatte auch sie ihr bis vor kurzem gefrönt. Aber so konnte es einfach nicht weitergehen, beschloss sie, während sie vorsichtig wieder den Berg hinabrutschte. Etwas musste geschehen, sonst würde sie noch vor Anbruch des Frühjahrs verrückt werden.

Die nächsten Stunden vergingen nur sehr langsam. Wie ein gefangenes Tier tigerte Isabelle in ihrem Schlafzimmer auf und ab, die Dielen des Holzbodens knarzten höhnisch bei jedem Schritt. Der Raum war ungeheizt, so wie alle Räume im oberen Stockwerk. Isabelle legte sich einen Wollschal um die Schultern, doch sehr viel wärmer war ihr danach auch nicht. In die geheizte Wohnstube hinunterzugehen war keine gute Alternative, denn dort hätte sie den Pfeifenqualm von Oskar Feininger und seinem noch schweigsameren Bruder Albert, der ebenfalls auf dem Hof lebte, ertragen müssen. Nun, da die Arbeiten in den Weinbergen und auf den Äckern ruhten, hockten die Männer stundenlang in der guten Stube und rauchten. Isabelle fand das schrecklich.

Deprimiert schaute sie sich in dem düsteren Zimmer um. Schon vor Wochen war ihr der Lesestoff ausgegangen, und im Hause Feininger war außer einer christlichen Zeitschrift nichts zu haben.

In ihrer Verzweiflung setzte sie sich schließlich hin und begann

einen Brief an ihre Freundin Clara zu schreiben. Doch schon nach der Anrede brach sie wieder ab. Außer ihrem Gejammer gab es nichts, was sie der Freundin hätte mitteilen können. Als Ehefrau eines Arztes verwaltete Clara eine große Praxis. Sie hatte außerdem natürlich ihren Haushalt und den kleinen Matthias, also ein mehr als ausgefülltes Leben. Clara hätte bestimmt verständnislos darauf reagiert, dass sie hier saß und Däumchen drehte, und wenn es noch so unfreiwillig war.

Dasselbe galt für ihre Freundin Josefine, die zusammen mit ihrem Mann einen gutgehenden Fahrradhandel betrieb. Und wenn sie erst an Lilo aus dem Schwarzwald dachte! Die Radsportkameradin führte zusammen mit ihrem Ehemann nicht weniger als drei luxuriöse Heilanstalten! So ähnlich hatte sie, Isabelle, sich ihr Leben in der Pfalz auch vorgestellt. In ihrer Naivität hatte sie davon geträumt, zusammen mit Leon die Zügel des Weinguts in die Hand nehmen zu können.

Träume ... Davon hatten sie als junge Mädchen mehr als genug gehabt. Vielleicht war das der Grund gewesen, warum ihre Freundschaft hielt?, dachte Isabelle bei sich, während sie noch immer auf ihr leeres Blatt Papier starrte. Davon abgesehen, dass sie alle drei in derselben Straße gelebt hatten, hätten Clara, Josefine und sie nämlich nicht unterschiedlicher sein können. Clara, die brave Apothekertochter, Josefine, die Rebellin unter ihnen, und dazu sie, Isabelle, die reiche Fabrikantentochter. Doch wenn sie sich bei Clara oder bei ihr trafen, wenn sie miteinander lachten und sich ihre Geheimnisse anvertrauten, dann waren ihre Gemeinsamkeiten stärker gewesen als alle gesellschaftlichen Unterschiede. Jede hatte Träume gehabt, und allem Anschein nach hatten die Freundinnen ihre auch verwirklicht. Sie jedoch hockte hier in der Ödnis und hatte ausgeträumt.

Angewidert warf Isabelle ihr Schreibzeug in die Ecke, ehe ihr ein Gedanke kam: Der Brief, mit dem ihre Schwiegermutter sich so wichtig getan hatte – warum hatte sie den nicht an sich genommen? Dann hätte sie etwas zu lesen gehabt. Womöglich betraf das Schreiben auch sie?

Als sie Berlin Hals über Kopf verlassen hatte, hatte sie außer Clara niemandem ihre neue Adresse mitgeteilt. Dennoch war es ihrem Vater offenbar spielend gelungen, sie ausfindig zu machen. Denn schon wenige Tage nach ihrer Heirat war ein Brief von ihm gekommen. An »Frau I. Feininger« – nicht einmal ihren Vornamen hatte er ausgeschrieben. In knappen und eindeutigen Worten hatte er ihr mitgeteilt, dass sie für ihn gestorben war. Von ihrer Mutter kein Wort. Bis heute nicht. Lediglich von Clara kamen ab und zu ein paar spärliche Zeilen. Alle Brücken abgebrochen.

Immer wieder schaute Isabelle aus dem Fenster, doch von Leon fehlte noch immer jede Spur. Verflixt, es war doch fast schon dunkel. Wann kam er endlich zurück?

Um sich abzulenken, ging sie zum Spiegelscherben an der Wand. Im blassen Licht der Gaslampe versuchte sie, ihre Augenbrauen in Form zu zupfen. Wie rundlich ihr Gesicht geworden war! Und wie glanzlos ihr Blick – die ganze gefühlte Langeweile lag darin, dabei hatte sie einst sämtliche Herren allein mit ihrem herausfordernden Blick verzaubert. Fahrig warf Isabelle die goldene Pinzette auf die Waschkommode. Als Nächstes schnappte sie sich ihr Nähzeug und begann den Bund eines ihrer Röcke herauszulassen – eine Arbeit, die ihr bei all ihren Kleidern bevorstand. In Berlin hatte sie die Nächte durchtanzt, hatte ausgiebig mit dem Fahrrad trainiert und war gertenschlank gewesen. Doch durch das Nichtstun und die gehaltvolle Hausmannskost hier in diesem Haus war ihre schlanke Taille von Monat zu Monat mehr geschwunden. Selbst wenn sie noch so sehr die Luft anhielt, sich noch so sehr anstrengte – ihr Mieder konnte sie schon lange nicht mehr ganz zuschnüren. Leons Mutter hatte bereits eine Bemerkung gemacht, dass womöglich bald Nachwuchs ins Haus stünde. Schwanger, von wegen! Vielmehr sehe ich bald selbst aus wie eine Kartoffel, dachte Isabelle angewidert, während sie ihrem Rockbund gute drei Zentimeter mehr Stoff zugab. Vielleicht sollte sie sich von ihrer Schwiegermutter doch diese hässliche braune Schafwolle geben lassen und sich eine Jacke stricken. Damit würde sie ihre

Rundungen umspielen können. Und zu tun hätte sie dann auch etwas. Du liebe Güte, sie und Handarbeiten ...

Eine Zeitlang nähte Isabelle mit klammen Fingern an dem Rock. Immer wieder wanderten ihre Gedanken zurück zu dem Brief. Warum hatte sie ihn nicht an sich genommen? Mit jedem Nadelstich wuchs ihre Überzeugung, dass er sie auch betraf – sonst hätte Anni ihn ihr gegenüber doch gar nicht erwähnt! War ihren Eltern etwas passiert? Ein Unfall in Vaters Fabrik? Der Gedanke erschreckte sie, noch mehr erschreckte sie allerdings die stille Freude, die sie dabei verspürte: Im Notfall *musste* sie zurück nach Berlin, das würde jeder verstehen. Leon und seine Familie, ihre Familie, ihre Freunde in Berlin. Sie wäre niemandem Erklärungen schuldig. Und dann würde man schon weitersehen.

Mit klopfendem Herzen lief Isabelle erneut in die Küche. Sie musste den Brief lesen, und zwar sofort! Nur – wo hatte ihre Schwiegermutter ihn hingelegt? Auf der Anrichte mit dem löchrigen Deckchen lag er nicht, im Korb bei den schrumpeligen Äpfeln auch nicht. Isabelle suchte hier und da, vergeblich. Sie wollte schon entmutigt wieder nach oben gehen, als sie den Umschlag doch noch entdeckte: Anni Feininger hatte ihn hinter den gelbstichigen Spiegel geklemmt. Isabelle atmete erleichtert aus. Sie hatte den Brief schon in der Hand, als hinter ihr eine scharfe Stimme ertönte: »Finger weg! Der Brief ist für Leon!«

2. KAPITEL

Gutgelaunt erklimm Leon nach seiner ausgedehnten Radtour die Treppe zum Schlafzimmer. Isabelle sei oben, hatte seine Mutter ihm mit säuerlicher Miene verkündet. Wahrscheinlich hatte sich seine liebe Ehefrau wieder einmal vor irgendwelchen Hausfrauenpflichten gedrückt! Leon hatte gespürt, dass seine Mutter einen Kommentar von ihm erwartete, mehr noch, dass er sich auf ihre Seite schlug. Doch er würde sich hüten! Wer von den beiden Frauen dafür sorgte, dass das Essen rechtzeitig auf den Tisch kam, war ihm gleich. Er mochte die Speisen seiner Mutter und war zufrieden damit, dass sie die Familie bekochte. Und was Isabelle anging, im Bett war sie alles, was ein Mann sich wünschen konnte ... Leon grinste. Er warf einen Blick auf die Wanduhr, die oben am Treppenaufgang hing. Es war kurz nach fünf, Abendessen gab es um sechs – genügend Zeit also für ein bisschen sportliche Betätigung unter der Bettdecke. Statt ihn zu erschöpfen, hatte seine Trainingsfahrt ihn erst richtig in Fahrt gebracht.

»Ich bin wieder da, *chérie*! Hast du mich vermisst?«, rief er und drückte erwartungsvoll die Türklinke nach unten. Isabelle saß auf der Bettkante, ihre Miene sah nicht gerade entspannt aus. Schon wieder eine ihrer Launen ...

Er ging zu ihr, wollte ihr einen Kuss geben, doch sie wehrte ihn ab.

»Wie kannst du mir das antun?«, schrie sie ihn an. »Ich hocke hier herum und langweile mich, und du machst dir einen schönen Tag!«

Du lieber Himmel, man konnte glauben, er wäre für Wochen oder Monate verschwunden gewesen! Leon vermochte sich ein Grinsen ob ihres dramatischen Auftritts nur schwer zu verkneifen. Seine liebe Frau verstand es wirklich, aus jeder Mücke einen Elefanten zu machen.

»Warum bist du nicht unten? Mutter hat Maroni im Ofen, es duftet köstlich im ganzen Haus«, sagte er munter, während er seine schlammverspritzten Hosen auszog und auf den Boden warf. Es war am besten, Isabelles Launen zu ignorieren, das hatte er in den letzten Monaten herausgefunden. »Jetzt bin ich ja wieder da ...« Er setzte sich in seinen Unterhosen neben sie aufs Bett und küsste ihren Nacken. Wie gut sie roch. Nach Pfirsichen und Vanille. Leon spürte, wie seine Erregung stieg, wie immer, wenn er nur in Isabelles Nähe kam. Der Duft ihrer makellosen Haut, die roten Locken, die ungebändigt über ihren Rücken hinabfielen – wehe, sie hätte die Pracht zu einem schnöden Zopf zusammengebunden! Mit dem Mittelfinger fuhr er langsam ihren Rücken hinab.

»*Chérie*, es tut mir leid, zu gern würde ich meine Sünden wiedergutmachen ...«

Doch statt auf sein Liebeswerben einzugehen, rückte Isabelle von ihm ab. »Leon, wirklich, es geht nicht an, dass du Tag für Tag stundenlang Rad fährst, während mir hier die Decke auf den Kopf fällt. Du könntest dich ruhig ein wenig mehr um mich kümmern.« Ihr Tonfall war ungewohnt weinerlich.

»Sollen wir uns etwa zu zweit langweilen?«, entgegnete Leon. »Dass der Winter hier auf dem Land eine öde Zeit ist, liegt doch auf der Hand. Aber in zwei, drei Monaten hält der Frühling Einzug ins Land, und dann sieht die Welt schon wieder ganz anders aus ...«

»Auf den Frühling zu warten ist nun wirklich das Letzte, wonach mir der Sinn steht. Vielmehr dürstet es mich nach ein bisschen Abwechslung und Stadtluft, sonst gehe ich bald ein wie eine Primel, die kein Wasser bekommt«, sagte sie wütend. »Und dann ist da auch noch dieser blöde Brief gekommen, wegen dem ich mir

schon den Kopf zerbrochen habe.« Ausführlich schilderte sie ihm ihre schlimmen Vermutungen bezüglich des Briefinhalts.

Leon runzelte die Stirn. »Das sind bestimmt nur die Einladungen für die Rennen in Kaiserslautern und Worms. Oder ein Zeitungsbericht über das Silvesterrennen in Mainz, immerhin habe ich gewonnen!«, sagte er stolz.

Isabelle schnaubte. »Hast du außer deinen Rennen eigentlich gar nichts mehr im Kopf? Wie wäre es, wenn du einfach die Freundlichkeit hättest, den Brief zu holen, dann wissen wir beide Bescheid.«

»Von einem Notar aus Pirmasens, seltsam«, murmelte Leon vor sich hin, als er kurze Zeit später wieder neben Isabelle auf dem Ehebett saß. Vorsichtig ritzte er den Umschlag auf, um den innenliegenden Briefbogen nicht zu zerstören.

»Ich soll dort erscheinen, in zwei Tagen schon!« Er schaute grinsend auf. »Siehst du, dein Wunsch nach ein bisschen Stadtluft ist mir Befehl.«

»Ein Notartermin? Was um alles in der Welt hat das zu bedeuten?« Aufgeregt linste Isabelle ihm über die Schulter.

Leon schaute stirnrunzelnd auf. »Ich habe nicht die geringste Ahnung ...«

Einer ihrer Nachbarn bot sich an, Leon und Isabelle mit seinem Landauer in die Stadt zu fahren. In ihr bestes Kleid und ihren wärmsten Mantel gehüllt, bäugte Isabelle misstrauisch das altersschwache Gefährt. Sonne, Regen und andere Wettereinflüsse hatten das Holz der Kutsche vermodern lassen. Tiefe Risse zogen sich von der Achse vorn bis nach hinten. Und damit sollten sie bis Pirmasens kommen?

So gebrechlich die Kutsche war, so jugendlich-spritzig waren die zwei Gäule, die der Bauer vorspannte. Bei jedem noch so leisen Ästerascheln machten die beiden unerfahrenen Dreijährigen einen erschrockenen Satz nach vorn. Der Landauer ächzte dabei jedes Mal so sehr, dass Isabelle einen Achsenbruch oder Schlimmeres

befürchtete. Fluchend und nicht sehr einfühlsam versuchte der Fahrer, das Gespann zu beruhigen. Isabelles Angst wuchs. Was, wenn sie zwischen zwei einsamen Dörfern einen Unfall hätten und im Straßengraben landeten? Bis ihnen in dieser dünnbesiedelten Landschaft jemand zu Hilfe kam, konnte eine Ewigkeit vergehen ... Falls sie in dieser Nebelsuppe überhaupt jemand fand!

Zu Isabelles großer Erleichterung erreichten sie Pirmasens unverehrt. Angespannt schaute sie aus dem Fenster, während sie auf der Fahrt durch die Vorstadt ein Fabrikgebäude nach dem anderen passierten. Die Luft roch säuerlich nach gegerbtem Leder und dem Qualm der vielen Fabrikamine. Auf fast allen Firmenschildern waren Schuhe oder ein Schuster abgebildet, »Schuhfabrik Neuffer«, »Schuhfabrik Rheinberger«, »Schuhfabrik Peter Kaiser« – normalerweise hätte es sie, die Fabrikantentochter, brennend interessiert, warum ausgerechnet hier so viele Schuhe hergestellt wurden. Selbstredend hätte sie auch den einen oder anderen Blick in ein Schaufenster riskiert, doch heute interessierte sie einzig die Frage, was bei diesem Notartermin wohl auf sie zukommen mochte.

Als der Landauer die Innenstadt erreichte und schließlich auf dem unteren Schlossplatz vor einem gelben Patrizierhaus unweit des Rathauses hielt, atmete Isabelle erleichtert aus. Endlich!

Mit einer unangenehmen Fistelstimme verlas der Notar, der in seinem braunen Anzug mit den braunen Furnierholzmöbeln seines verstaubten Amtszimmers regelrecht zu verschmelzen schien, den letzten Willen von »Monsieur Jacques Feininger«. Ein zweiter Herr, in dunkelgrünem Loden gekleidet, saß neben ihm. Er war ein vom Landgericht offiziell vereidigter Übersetzer. Da der Verstorbene irgendwann in seinem Leben die französische Staatsbürgerschaft angenommen hatte und das Testament auf Französisch verfasst worden war, musste jeder Satz, den der Notar vorlas, ins Deutsche übersetzt werden, so wollte es das Gesetz. Isabelle, die nach dem jahrelangen Drill in der Höheren Mädchenschule Fran-

zösisch recht gut sprach und noch besser verstand, hätte auf die langwierige Übersetzerei gern verzichtet.

»... setze ich, Jacques Feininger, hiermit meinen Neffen Leonard Feininger zum Alleinerben ein ...«

Leon sollte etwas erben! Aufgeregt krallte Isabelle ihre Finger in Leons Arm.

»... ein Weingut in Hautvillers gelegen ...«

Ein Weingut in Hautvillers? Von diesem Ort hatte sie noch nie etwas gehört. Lag der auch in der Pfalz? Und wer war dieser Onkel Jacques Feininger? Verwirrt schaute Isabelle von dem Notar zu Leon. Doch auch er wirkte völlig überrumpelt. Eine steile Falte zeigte sich auf seiner Stirn, und er schüttelte immer wieder den Kopf, als hätte er Mühe, das, was der Notar vortrug, mit sich selbst in Verbindung zu bringen.

Nach einer guten Stunde klappte der Notar die lederne Mappe, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag, zu. Die Holzbeine seines Stuhls kratzten unangenehm über den gräulichen Parkettboden, als er aufstand. Isabelle und Leon taten es ihm gleich. Der Übersetzer, auf dessen Stirn sich vor Anstrengung Schweißperlen gebildet hatten, blieb sitzen und füllte ein Formular aus.

Der Notar hüstelte, dann reichte er Leon die Hand.

»Gratulation, mein Herr! Ein Weingut in der Champagne – ich habe schon ärmlichere Erbschaften gesehen.«

»Ein Weingut in der Champagne! Ich werde verrückt ...« Sie waren noch nicht ganz zur Tür des Notariats hinaus, als Isabelle ihrem Mann befreit auflachend in die Arme fiel. Nothzeit adieu! Das war die Chance, auf die sie gewartet hatte. Ein eigenes Weingut ...

Leon schien noch immer etwas belämmert zu sein. Eindringlich rüttelte Isabelle an seinem Arm.

»Dieser Jacques, warum hast du mir noch nie von ihm erzählt? Und warum vermacht er seinen Besitz ausgerechnet dir? Ein Weingut in der Champagne! Was hat das alles zu bedeuten?«

Auf Leons Gesicht breitete sich langsam ein Grinsen aus. »Ganz einfach, *chérie*! Das bedeutet, dass wir fortan reiche Leute sind.

Wir werden tun und lassen können, was immer wir wollen!« Mit einer übertrieben galanten Geste reichte er ihr seinen Arm. »Lass uns feiern gehen!«

»Onkel Jakob ist, äh, war Vaters zwei Jahre jüngerer Bruder. Keine Ahnung, seit wann er sich Jacques genannt hat.« Leon zuckte mit den Schultern. »Er verließ Nothzeit, als ich drei oder vier Jahre alt war. Es gab damals irgendwelchen Ärger zwischen ihm und meinem Vater, als Kind bekommt man so etwas nur unterschwellig mit, ohne zu wissen, worum es genau geht. Meine Mutter hat viel geweint zu dieser Zeit, auch daran erinnere ich mich. Sie war schätzungsweise in deinem Alter, und sie hat mich oft auf den Schoß genommen, als suchte sie bei mir Trost. Selt-sam. Ich weiß noch wie heute, dass ihre blonden Locken vom vielen Weinen oft tränennass gewesen sind. Dennoch habe ich die Nähe zu ihr sehr genossen. Später hat es solche Momente nur noch selten gegeben ...« Leon schaute gedankenverloren in die Ferne.

Im schummrigen Licht des kleinen Cafés hörte Isabelle ihrem Mann aufmerksam zu. Es kam selten vor, dass Leon von seinen Gefühlen sprach, und seine Rede rührte sie sehr. Anni Feininger als junge Frau und zärtliche Mutter konnte sie sich im Übrigen auch nur schwer vorstellen.

»Und dann?«

»Danach haben wir viele Jahre nichts von Jakob gehört. In der Familie wurde so gut wie nie über ihn gesprochen, aber ich habe öfter an den Onkel gedacht. In meiner kindlichen Phantasie nahm ich an, er sei zur See gefahren und Pirat geworden. Oder er sei nach Amerika ausgewandert, um mit den Indianern zu kämpfen. Er hatte so eine abenteuerlustige Art an sich, so etwas Aufrührerisches. Und er hatte zu allem eine eigene Meinung und sich nie gescheut, diese laut kundzutun! Nicht so wie der gute Onkel Albert, der um des lieben Friedens willen ja nie aufmuckt.« Leon verzog den Mund. »Jakob war wohl echt ein Teufelskerl. Ich meine, so einfach auf und davon zu gehen, dazu gehört doch Mut, oder?«

Isabelle nickte. Nichts anderes hatte sie getan, als sie ihm, Leon, in die Pfalz gefolgt war. Aber diese Parallele schien er im Eifer seiner Erzählung nicht zu bemerken.

»Jakob hat seine Fesseln gesprengt. Für mich war er immer ein Held. Und vielleicht auch ein wenig Vorbild ...« Leon lachte leise auf. Isabelle konnte nicht anders, als die Grübchen, die sich dabei in seinen Wangen zeigten, mit den Fingerspitzen zu berühren.

Leon nahm ihre Hand und küsste sie zärtlich. Dann sagte er: »Dass Jakob, also Jacques, nur ein paar hundert Kilometer entfernt lebte, habe ich erst vor zwei Jahren erfahren. Damals bekam ich einen Brief von ihm, in dem er mich einlud, ihn zu besuchen.«

»Du kennst das Weingut?« Isabelle stellte ihr Teeglas so abrupt ab, dass die braune Flüssigkeit auf die Tischdecke schwappte. »Ich dachte, auch dir sei das alles völlig unbekannt!«

Bisher hatte das Ganze wie ein Traum geklungen. Wie eine Illusion, der sie nicht trauen wollte. Aber wenn Leon wirklich schon dort war und alles gesehen hatte ...

»Ja, ich kenne das Weingut. Ich war damals drei Wochen lang da, allerdings die meiste Zeit auf dem Rad unterwegs – die Straßen in der Champagne sind nämlich ausgezeichnet. Schon damals fuhr ich sehr erfolgreich Rennen, dafür musste ich natürlich trainieren. Beim Münchner Rennen im Herbst 96 beispielsweise wurde ich Zweiter –«

»Leon!«, ging Isabelle dazwischen. »Das Weingut – wie sieht es aus? Und wie hast du dich mit deinem Onkel verstanden?«

Leon verzog das Gesicht, als hätte er auf etwas Saures gebissen. »Ehrlich gesagt hatte Onkel Jacques mit dem Helden meiner Kindheit nicht mehr viel zu tun. Stattdessen habe ich einen knorrigten alten Kauz angetroffen, der sich mit allen wegen diesem und jenem stritt. Auch wir sind uns ein paarmal ziemlich in die Haare geraten. Ich glaube, bei seinen Nachbarn war er nicht sehr beliebt. Sein Weingut jedoch ist sehr schön. Und ...« – er machte eine kleine Kunstpause, als wollte er die Spannung steigern – »... zu seinem Betrieb gehören nicht nur eigene Weinberge, sondern auch ein Weinkeller! Er ist ein sogenannter *vigneron*, der selbst Cham-

pagner herstellt. « Der Stolz in seiner Stimme war nicht zu überhören. »Ich sage dir, der Champagner meines Onkels hat mir vorzüglich geschmeckt.«

Eigener Champagner ... Ein eleganter Verkaufsraum. Ebenso elegante Kunden, mit denen man eine Weinprobe durchführte und die danach Champagner in rauen Mengen bestellten. Und sie mittendrin, alles organisierend ... In Isabelles Kopf wirbelten die Gedanken hin und her. Halte dich bloß mit irgendwelchen hochfahrenden Träumen zurück!, flüsterte ihr im selben Moment eine mahnende Stimme ins Ohr. Nicht alles, was glänzt, ist am Ende auch Gold. Das hast du ja in Nothzeit gesehen.

»Dieses Hautvillers liegt übrigens nur ungefähr fünfundzwanzig Kilometer von Reims entfernt. Reims ist die Hauptstadt der Champagne, wenn man so will. Jedenfalls sitzen dort die größten und besten Champagnerunternehmen, und dort wird Champagner auch in rauen Mengen gehandelt.«

»An meinem achtzehnten Geburtstag hat Vater Champagner ausschenken lassen. Ich glaube, es war Moët, der Korken ist bis an die Decke gesprungen. Ich erinnere mich noch genau an mein Erstaunen, als die kleinen Bläschen so prickelnd auf der Zunge zerplatzten.« Isabelle lächelte entrückt. Champagner – wie viel Verheißung allein in diesem Wort lag! Ihr Blick fiel unwillkürlich auf das Glas mit dem dünnen Schwarztee, das vor ihr stand. Auf der Oberfläche hatte sich ein unansehnlicher Film gebildet. Verführerisch lächelte sie ihren Mann an. »Eigentlich sollten wir uns zur Feier des Tages auch ein Glas leisten! Lädst du mich ein?«

»Champagner mitten am Tag? Bestell dir lieber ein Stück Kuchen«, erwiderte Leon. »Was würdest du sagen, wenn ich dir erzähle, dass Moët-Champagner ausgerechnet in Hautvillers hergestellt wird?«

»Doch nicht etwa auf dem Weingut deines Onkels?« Isabelles Mund wurde vor Aufregung trocken. Vielleicht durfte sie sich doch einen Traum erlauben ...?

Aber Leon schüttelte den Kopf. »Das nicht, aber besagte Kellerei liegt nur eine Straßenecke weiter. In Hautvillers sind viele

Champagnerwinzer ansässig. Das Dorf ist übrigens sehr hübsch. Als Radrennfahrer achte ich zwar nicht sonderlich auf landschaftliche oder städtebauliche Schönheiten, sondern eher auf die Straßen, aber die sogenannte Montagne de Reims, also das Reimser Umland, hat mich doch sehr beeindruckt. Mir kam es so vor, als führe ich durch ein grüngoldenes Meer aus Weinreben –«

»Leon, bitte, hör auf! Du bist ein wunderbarer Erzähler, und ich könnte dir stundenlang zuhören«, unterbrach Isabelle ihn lachend. »Aber mir ist es ehrlich gesagt lieber, ich fahre unserem neuen Zuhause entgegen, ohne durch Bilder im Kopf voreingenommen zu sein.« Denn *das* war schon einmal schiefgegangen ...

Sie schnappte ihre Handtasche und signalisierte der Bedienung, dass sie zahlen wollten. »Von mir aus können wir lieber heute als morgen aufbrechen. Ich –« Sie brach ab und schaute ihren Mann stirnrunzelnd an, als ihr ein beängstigender Gedanke kam. »Du hast doch hoffentlich vor, das Weingut fortan selbst zu führen?«



Hier klicken, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücherfan oder
Hobbyrezensent?“

„Dann lesen,
kommentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen.de

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren